

Prof. Dr. Ulrike Landfester

Eröffnung Vernissage des Reflexionskurses "Sex and Gender", 19.5.2009

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

liebe Julia Nentwich und lieber Ivan Farron,

vor allem aber liebe Studierende des Reflexionskurses "Sex und Gender",

als ich mich für die kurze Rede vorbereitet habe, um die Sie mich zu dem heutigen Anlass netterweise gebeten haben, gehörte zu den wichtigsten Problemen, die sich mir dabei stellten, eines, das die meisten von Ihnen bestens kennen, nämlich das Problem: Was ziehe ich an? Und das ist eine Frage, die, an sich ja schon eine wirklich elementar wichtige, für Frauen, und insbesondere für Frauen in einem professionalisierten Berufsleben, immer wieder eine besonders grosse Bedeutung besitzt. Für Männer gilt, was für sie schon immer gegolten hat, seit um 1800 herum die Schlichtheit militärischer Uniformen zur generellen Matrix männlicher Kleidung geworden ist: Männer tragen sich schlicht, die Anzüge dunkel oder doch gedeckt, in lebhaftem Mausgrau, müdem Nachtarbeitsblau oder herzfarktträchtigem Kaffeebraun; selten - an dieser Universität übrigens mit wachsender Häufigkeit - findet sich diese Uniform inzwischen von pavianbunten Krawatten etwas erhellt, aber die Grundkonstanten stehen jedenfalls fest.

Natürlich können Sie auch als Frau einen Anzug tragen oder doch wenigstens das zum Schneiderkostüm feminisierte Pendant davon, das Sie in Ihrer Ausstellung zum Beispiel an Hillary Clinton und Sarah Palin dokumentiert haben, aber, und hier, denke ich, sind wir im Herzen dessen, was Sie in Ihrem Kurs diskutiert haben - was heisst das denn, wenn frau einen Anzug trägt? Also eine uniformartige Kampfmontur, die traditionell mit einem hohen Testosteronspiegel und beliebig weit ausfahrbaren Ellenbogen und anderen Körperteilen besetzt ist - erlangt die Frau dann durch die *Uniform* eine *Homoform* und, wichtiger noch, wird sie dadurch trotz ihres Sex - also ihres physischen Geschlechts - in ihrem Gender männlich, so, dass man in Zukunft nicht mehr nur bei Bill, sondern auch bei Hillary Clinton sofort an dicke Zigarren denkt? Ist Professionalisierung als Maskulinisierung wünschenswert oder ein Schreckbild? Und vor allem - kann man dem binären Systemzwang solcher Alternativbildungen entkommen?

Die Bilder von Hillary Clinton und Sarah Palin geben Ihnen eine deutliche Antwort auf diese Frage: Oh ja, man kann, und frau kann auch. Beide tragen anzugartige Kostüme, und beide tragen sie in einer Farbe, in der sich kein Mann, sei es in Politik oder Management, zur Arbeitszeit jemals erwischen lassen würde, nämlich in Knallrot. Das heisst, sie nehmen einen Teil des gegebenen Inszenierungsrepertoires für Professionalität auf, nämlich den männlichen Schnitt, um ihr Zugriffsrecht auf den traditionell männlichen Handlungsraum der

Politik zu demonstrieren - und gleichzeitig streichen sie den maskulinen Farbcode radikal durch, indem sie sich das von den Männern jahrhundertlang so reflexhaft gefürchtete weibliche Blut gewissermassen direkt auf den Körper schreiben.

Und als ich vorhin diese Bilder gesehen habe, als ich mal kurz hereingekiebitzt habe, um mir ein Bild von Ihrer Arbeit zu machen, als ich also vorhin diese Bilder gesehen habe, da war meine Entscheidung gefallen: Ich würde, beschloss ich, nicht im schwarzen Leinenjackett vor Ihnen sprechen, sondern in einem Kleidungsstück, das das gewissermassen zusammenfasst, was Sie in den vergangenen Monaten genauso gemacht haben wie Hillary und Sarah anhand ihrer Kostümfarbe, nämlich Durchstreichungen. Und zwar, wie man das an Ihrer Ausstellung sehr eindrucksvoll demonstriert sieht, in einem doppelten Sinn: Sie haben in Ihrem analytischen Denken, in ihrem Reflexionsprozess populärkulturelle Klischees von Sex und Gender durchgestrichen, indem Sie sie in Bewegung gesetzt, hinterfragt, als Konstruktionen entlarvt haben - und Sie haben dabei gleichzeitig in ganz offensichtlich sehr weit gehenden Ausflügen ein den meisten von Ihnen von Ihren Kernfächern her eher fremdes Gebiet durchstrichen, sie haben es abgewandert, sich hierhin und dorthin gewendet, wie Ihre Neugier Sie geführt hat, und dabei herausgefunden, wo diese beiden seltsamen Kreaturen Sex und Gender wirklich leben - nämlich dazwischen.

'Dazwischen' ist ein erkenntnistheoretischer Ort, der für die Wissenschaft jahrhundertlang schlechterdings nicht existiert hat. Nachdem die Figur der Binäropposition, des antagonistischen und als solchen unvereinbaren Gegensatzes sich zu Beginn der Neuzeit *einmal* als zentrales Ordnungsmuster abendländischer Wissensdiskurse festgesetzt hatte, nachdem Natur und Kultur, Körper und Schrift, Frauen und Männer *einmal* in die Logik eingespannt waren, die jede Wirklichkeit immer als eine polar gespannte denkt, ist sie langsam selbst ein Teil der Wirklichkeit geworden, die sie hervorgebracht hat - 'dazwischen', Uebergänge, Durchlässigkeiten, schöpferische Grauzonen hat es im modernen Geschlechterdiskurs spätestens seit dem 18. Jahrhundert nicht mehr gegeben, bis Judith Butler vor wenigen Jahren durch ihre Performativitätstheorie eben dieses Dazwischen kartographiert und für die Geschlechterforschung in Besitz genommen hat.

Studiengänge wie derjenige zu "Gender und Diversity", in dem Ihr Kurs eingebettet ist, leisten einen extrem wichtigen Beitrag dazu, diesen Raum zwischen den Polen immer weiter zu öffnen und zu erschliessen. Ihr Kurs hat sehr eindrucksvolle Beispiele dafür zusammengetragen, wie Geschlecht kulturell konstruiert wird - besonders gefallen hat mir persönlich die Dokumentation geschlechtsspezifischer Essstrategien, muss ich zugeben, ich wusste nicht, dass Männer mehr Pommes und Frauen mehr Pasta essen, das fand ich hochinteressant, Sie haben ja sicher darüber diskutiert, welche phallischen Symboliken darin stecken. Und Sie haben mit Ihrer Ausstellung dabei auch einen Gegensatz durchgestrichen, der möglicherweise ursprünglich gar nicht Ihre Zielperspektive war, nämlich denjenigen zwischen populärer und 'richtiger' Kultur: Populäre Kultur ist deshalb populär, weil sie leicht zugänglich ist, heisst es ja immer, und 'richtig' ist Kultur dann, wenn man sich jahrelang durchs Kontextstudium gequält haben muss, um zu verstehen, wie sie funktioniert - aber Sie

haben uns hier gezeigt, dass auch dieser Gegensatz eines der vielen Konstrukte ist, aus denen unsere Lebenswelt besteht, indem Sie das scheinbar so Einfache in sehr komplexe Beobachtungen aufgelöst haben.

Lassen Sie mich Ihnen am Ende noch einen letzten Gegensatz durchstreichen, nämlich den zwischen Konstruiertheit und 'echter', authentischer, einfach nur so daseiender Wirklichkeit. Ich könnte mir vorstellen, dass Sie alle zwischendrin ab und an mal gedacht haben: gut und schön, all das Geschwätz darüber, dass alles konstruiert ist, aber es muss doch, verflixt nochmal, auch was wirklich Wirkliches geben; wenn man ständig über Gender nachdenkt, macht dann irgendwann ja auch der beste Sex keinen Spass mehr. Aber Konstruktionen, meine Damen und Herren, sind zuallererst einmal nicht Spielverderber, sondern Spielermöglicher, sie sind nicht Selbstzweck, sondern dienstbare Instrumente für den Umgang mit Wirklichkeit, und zu wissen, wie sie funktionieren, maximiert Ihre Handlungsspielräume im Leben wie in der Wissenschaft.

Halten Sie es also mit der Beziehung zwischen Konstruktion und Wirklichkeit so, wie Sarah Palin und Hillary Clinton mit derjenigen zwischen Mönnerschnitt und Frauenfarbe - nehmen Sie beides ins Gepäck, wenn Sie durch das Dazwischen streichen. Oder, anders gesagt, ganz egal, ob Sie sich in Zukunft als Männer oder als Frauen entwerfen, tun Sie es anhand dessen, was Sie hier gelernt haben, so, dass das Konstruieren wirklich Spass macht - uns jedenfalls, die wir heute zur Eröffnung Ihrer Ausstellung gekommen sind, macht das, was Sie da konstruiert haben, definitiv wirklich Spass.